

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

**Silvia Kaffke**

# Das dunkle Netz der Lügen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## *Prolog*

Eine mondlose Nacht hatte sich über die Altstadt von Ruhrort gesenkt, nur wenige Laternen erleuchteten die Gassen. Der Frühling ließ auf sich warten, Ende Februar hatte noch einmal starker Frost eingesetzt, und in den Nächten wurde es empfindlich kalt.

Vielleicht war das der Grund dafür, dass es gegen zehn Uhr abends bereits still wurde auf den Straßen. Nur in den zahlreichen Kneipen drängten sich noch die Gäste, kaum einer hatte Lust auf den kalten Heimweg.

Aus einer Kneipe stolperte ein Betrunkener, ein kleiner Mann ohne Jacke mit zerbeulter Mütze. Ihm folgte ein stattlicher Kerl, der seinen Schlapphut tief ins Gesicht gezogen hatte. «Nicht hier», knurrte er den Betrunkenen an. «Du kennst den Treffpunkt.» Dann verschwand er um die nächste Ecke.

In der eisigen Nachtluft wurde der Mann mit der Mütze gleich ein wenig nüchtern. Er fror erbärmlich und ging über den Hof zurück in den Gastraum. Das Bier, das ihm von seinen johlenden Freunden angeboten wurde, verschmähte er, griff sich seine Jacke und machte sich auf den Weg.

Kurz darauf hatte er bereits die Deichstraße überquert und war in die Ludwigstraße eingebogen. Über die Fabrikstraße ging es weiter Richtung Norden aus der Stadt heraus, und bald hatte er die beleuchteten Straßen der Neustadt hinter sich gelassen.

Er fluchte, weil er keine Laterne bei sich hatte. Die unbestimmte Straße mit ihren Löchern und vereisten Pfützen im Finstern zu gehen war nicht ganz ungefährlich, aber ihm blieb nichts anderes übrig. Vorsichtig lief er auf die Lichter des Phoenix-Werkes zu, dann vorbei am Hebeturm und am Bahnhof, bis er schließlich wieder in völliger Dunkelheit am Rheindeich stand. In der Ferne sah er noch ein paar Lichter im Dorf Laar.

Schweigend wartete er an der verabredeten Stelle. Kälte kroch an ihm hoch. In seiner Jackentasche fühlte er ein paar eiskalte Münzen, nur Pfennige, wie er wusste. Heute Abend hatte er in der Kneipe sein letztes Geld versoffen. Aber vielleicht konnte er hier heute Nacht noch etwas verdienen. Er trat mit den Füßen und schlug die Arme um sich. Langsam könnte der Kerl kommen ...

Und dann, wie aus dem Nichts, stand der Mann mit dem Schlapphut plötzlich neben ihm, breitschultrig und mindestens einen Kopf größer als er. Er hatte eine Laterne bei sich, die er aber kurz zuvor gelöscht haben musste.

«Du willst also unser Geld?», sagte der Mann leise.

«Was muss ich dafür tun?», fragte der Kleine zaghaft.

Da waren Schritte zu hören. Der andere schaute sich um, doch als er merkte, dass keine Gefahr drohte, flüsterte er dem Kleinen etwas zu.

«Aber ich muss niemanden töten, oder?»

Der Schlapphut lachte heiser. «Wenn du gesehen wirst – ja. Wir können nicht riskieren, dass man uns entdeckt.»

Dem Kleinen schien das nicht recht zu sein.

«Wir können auch jemand anders fragen», sagte der Schlapphut und wandte sich zum Gehen.

«Nein, nein, schon gut.» Der Kleine hielt ihn am Arm zurück. «Ich mache es. Natürlich kostet das ein wenig», schob er etwas unsicher nach.

«Hundert Gulden ist uns das wert.»

Der Schlapphut verstand das Schweigen des Kleinen richtig. «Das sind nicht ganz dreißig von euren Thalern.»

«Das ist viel Geld», sagte der Kleine.

«Bist du einverstanden?» Die Stimme des Schlapphuts klang abwartend.

In diesem Moment begann auf dem Phoenix der nächtliche Hochofenabstich und tauchte alles in hellrotes Licht. Die beiden konnten einander deutlich erkennen.

Der Schlapphut streckte die Hand aus, und der Kleine schlug ein. Dann gab er ihm den Beutel mit dem Geld. «Das ist die erste Hälfte, die zweite gibt es nach erledigter Arbeit. Sieh zu, dass es in den nächsten Tagen passiert. Wir warten nicht gern. Und vor allem: Halt den Mund!»

Als würde er das rote Licht des Abstichs scheuen, zog er sich in den Schatten des Deichs zurück und sah dem Kleinen nach, der sich langsam auf den Weg zurück in die Stadt machte. Noch erhellte der Schein des geschmolzenen Eisens seinen Weg.

Als er erloschen war, trat auch der Schlapphut wieder aus dem Schatten. Er entzündete seine Laterne. Um seinen Mund spielte ein zufriedenes Lächeln. Nun konnte es losgehen.



5. März 1861

## 1. Kapitel



Es war ein kalter März morgen, der Frühling schien noch sehr weit hin zu sein, denn es hatte seit vier Wochen kräftigen Nachtfrost gegeben. Das war auch der Grund, warum der seltsame kleine Leichenzug, der die Altstadt Richtung Friedhof verließ, erst heute unterwegs war, obwohl die verrückte Kätt schon am Freitag der Schlag getroffen hatte. Zum zweiten und zum letzten Mal.

Manch einer, der den roh zusammengezimmerten Holzsarg sah und die dicke Martha mit dreien ihrer «Wäscherinnen» und zwei Mägden dahinter, hätte sich gewundert, dass es Kätt war, die zu Grabe getragen wurde. Denn seit sie vor mehr als drei Jahren zum ersten Mal der Schlag getroffen hatte, war die alte Säuferin und Bettlerin nicht mehr auf Ruhrorts Straßen gesehen worden. Diese letzten Jahre hatte sie in einem Bett verbracht, das man in einem Verschlag hinter Marthas Haus aufgestellt hatte. Hier kümmerten sich Martha und einige der Mädchen um die Kranke.

Offiziell wuschen Marthas Mädchen die dreckige Wäsche von Ruhrort, und um diese Fassade aufrechtzuerhalten, taten manche von ihnen diese Arbeit wirklich. Aber eigentlich war der Betrieb das beste und feinste Bordell der Stadt, und dies schon seit vielen Jahren. Auch Kätt hatte einmal zu Marthas Huren gehört, bevor sie zu trinken anfang und später verrückt wurde. Martha, die ihre Geschäfte stets mit der nötigen Härte

betrieb, hatte sich erweichen lassen, Kätt, die manchmal in der Küche und beim Wischen der Gastzimmer ausgeholfen hatte, aufzunehmen. Seit einigen Jahren bereits war Kätt nicht mehr verrückt, ihr Wahn war einer stillen Melancholie gewichen, seit sie begriffen hatte, dass ihr Kind zwölf Jahre zuvor wirklich im Rhein ertrunken und tot war. Doch vom Branntwein hatte sie nicht mehr lassen können.

Als der Zug an der Einmündung der Ludwigstraße angekommen war, warteten dort der katholische Pfarrer Mancy mit einem alten Messdiener, der ein Kreuz trug, und daneben Polizeicommissar Robert Borghoff mit seiner Frau Lina. Der Pfarrer ging voran, und die Borghoffs schlossen sich an. Lina nickte Martha kurz zu, die nickte in stillem Einverständnis zurück. Beiden war es wichtig, dass Kätt ein würdiges Begräbnis bekam.

Einen Tag nach dem Tod der Bettlerin, am frühen Samstagabend, gleich nach Sonnenuntergang, war die dicke Martha zum Haus der Borghoffs in der Harmoniestraße gekommen. Das Hausmädchen Antonie hatte ihr geöffnet und sie gebeten, im Salon des Geschäftes zu warten. Die meisten Kleidermacher in der Stadt weigerten sich, für eine Hure zu schneiden. Aber Lina hatte da keine Bedenken, solange Martha sich diskret verhielt.

Als Lina in den Salon kam, fiel ihr auf, dass Martha sich nicht einmal hingesetzt hatte.

«Sie wollen sie einfach an der Friedhofsmauer verscharren ...», begann sie ohne Begrüßung. In ihren Augen standen Tränen.

Lina runzelte die Stirn. «Wovon sprechen Sie? Wen wollen sie verscharren?»

«Sie haben es noch nicht gehört, Frau Borghoff? Die Kätt ist gestern Abend gestorben. Meine Magd wollte sie füttern, aber dann hat sie die Augen verdreht und war tot.»

«Nun hat die arme Seele Ruh.» Lina sagte das sehr ernst.

«Sie soll ein Armenbegräbnis bekommen. Eingenäht in einen Sack direkt in die Erde, ohne christlichen Segen ...» Martha blickte auf den Boden. «Ich würde die zwei Thaler für einen Sarg und die drei Silbergroschen für den Pfarrer ja zahlen, aber in diesen Zeiten muss auch ich auf mein Geld sehen.»

«Wie wir alle, liebe Frau Bromann.» Lina war eine der wenigen in Ruhrort, die Martha mit Nachnamen ansprach.

«Zwei Silbergroschen kann ich zahlen. Sie haben doch auch immer zu Kätts Lebensunterhalt beigetragen, seit sie nicht mehr betteln konnte ...»

Lina seufzte. «Auch mein Geschäft geht nicht gut, seit die Wirtschaftskrise begonnen hat. Ich muss sehen, wie ich mich und meine Angestellten durchbringe.» Sie griff in ihren Rock und zog ein kleines Geldtäschchen heraus. «Vier Silbergroschen von mir.» Sie zählte sie Martha in die Hand. «Welcher Pfarrer soll sie denn beerdigen?»

Martha zuckte die Schultern. «Kätt war wohl katholisch.»

«Ich werde meinen Mann bitten, mit Pfarrer Mancy zu sprechen, sie kennen sich gut.» Commissar Borghoff ersetzte seit einiger Zeit den verstorbenen dritten Mann in der wöchentlichen Skatrunde der beiden Ruhrorter Pfarrer.

«Und wo soll ich das übrige Geld herbekommen?», fragte Martha.

Lina überlegte kurz. «Ich schicke jemanden zu Levin Heinzmann.»

Martha sah sie völlig verblüfft an. «Heinzmann? War er etwa ...»

Lina schüttelte den Kopf. «Nein, wegen ihm hat Kätt nicht angefangen zu trinken. So blauäugig zu glauben, dass der Sohn eines reichen Kohlenhändlers sie heiraten würde, war selbst sie damals nicht. Aber er hat sie sehr gemocht, das müssten Sie doch noch wissen.»

Martha nickte versonnen. «Das ist alles so lange her.» Sie griff Linas Hand. «Ich hoffe, dass Sie das Geld von ihm bekommen. Sie mag ja eine Hure und Säuferin gewesen sein. Aber einfach verscharrt zu werden hat sie nicht verdient.»

«Das hat niemand.» Lina drückte ihr die Hand und sah ihr fest in die Augen. Trotz der traurigen Umstände musste sie lächeln, und Martha lächelte zurück. Wenn das die braven Ruhrorter wüssten, dass sich die Inhaberin des feinsten Damensalons am Ort, noch dazu die Gattin des hiesigen Polizeichefs, mit der geschäftstüchtigsten Bordellwirtin verbündet hatte, um einer stadtbekanntem Bettlerin und ehemaligen Hure ein würdiges Begräbnis zu bereiten! Sollen sie es doch wissen, dachte Lina. Mir ist das herzlich egal.

«Frau Bromann, bitte geben Sie mir Bescheid, wann die Beerdigung stattfindet. Ich möchte daran teilnehmen», hatte sie entschlossen gesagt. Und nun ging sie hinter den Huren und Bordellmägden her, die trotz aller Versuche, dezente Kleidung zu tragen, für das protestantische Ruhrort immer noch wie Paradiesvögel aussahen. Levin Heinzmann hatte das restliche Geld ohne zu zögern dazugegeben, als ihr Hausmädchen Finchen ihn in ihrem Namen darum bat.

Bald standen sie an dem ausgehobenen Grab, das die Friedhofsdienner am gestrigen Nachmittag unter Mühen aus dem gefrorenen Boden gekratzt hatten, und lauschten dem kurzen Gebet des Pfarrers und den paar Sätzen, die er über arme Sünderinnen und Sünder zu sagen hatte. Sie warfen mit einem Schippchen etwas Erde auf den Sarg, und dann war alles vorbei. Die kleine Trauergesellschaft zerstreute sich schnell. «Wir sollten noch einen Schnaps auf sie trinken, und dann gehen alle zurück an die Arbeit!», hörte sie Martha sagen, die rasch mit ihren Mädchen verschwand. Lina konnte es ihr nicht verdenken.

Polizeiinspektor Ebel stand mit dem jungen Polizeidiener Kramer an der Fähre nach Duisburg im Ruhrorter Westen. Kramer hatte vor zwei Wochen seinen Dienst begonnen, und Commissar Borghoff hatte Ebel damit betraut, ihn einzuweisen. Sie ließen sich die Papiere der Fahrgäste zeigen. Um diese Zeit am Morgen waren die Handwerker und Arbeiter, die auf der anderen Seite der Ruhr wohnten und zur Arbeit im Phoenix-Stahlwerk oder einem der anderen Ruhrorter Betriebe unterwegs waren, längst an ihren Arbeitsplätzen, und die Bauern aus Neudorf, Duissern, Huckingen und Kaßlerfeld standen auf dem Markt. Mit geschultem Blick sortierte Ebel die Fahrgäste des Bootes vor: ein, zwei betuchte Geschäftsleute, drei junge Männer in schon leicht verschossenen Anzügen mit Mappen unter dem Arm, die wohl auf einem Botengang waren, zwei Hausmädchen mit adretten Hauben, die Besorgungen für ihre Herrschaften erledigten, und ein paar Damen und Herren, die vermutlich Freunde und Familie in Ruhrort besuchten.

Aber das war nur die Minderzahl. Die meisten Passagiere schienen Ebel weitaus weniger rechtschaffen. Ein paar wandernde Handwerker, die langsam zur Plage wurden, und auch einige junge Männer, die wohl auf der Suche nach Arbeit im Stahlwerk waren, der Rest der Ankömmlinge waren recht zerlumpte Gestalten, darunter eine Familie, deren hohlwangige Gesichter ihre Armut schon von weitem kündeten. Der Familienvater hatte eine Geige geschultert.

Ebel winkte die meisten der braven Bürger durch, sie waren ihm persönlich bekannt, einen der Boten fragte er nur nach seinem Dienstherrn. «Ich arbeite für Herrn Carstanjen aus Duisburg, ich bin neu», sagte der und lief hochrot an.

Ebel winkte ihn durch und wandte sich an Kramer: «Kontrollieren Sie die Papiere der Handwerker. Wenn sie keine Arbeit finden, müssen sie die Stadt binnen drei Tagen wieder verlassen. Dasselbe gilt für die Arbeiter. Sagen Sie ihnen, wenn

sie zum Phoenix wollen, ist es das Beste, wenn sie sich in Laar melden und nicht in Ruhrort bleiben. Ich glaube kaum, dass der Phoenix schon wieder Leute einstellt.»

Wegen der großen Krise war das Werk, das erst wenige Jahre in Betrieb war, in Schwierigkeiten geraten und hatte im letzten Jahr fast die Hälfte der Belegschaft entlassen müssen.

Mit größter Strenge besah sich Ebel nun die Papiere derjenigen, die er als Bettler, Hausierer und Gesindel zu erkennen glaubte. Er ließ sich viel Zeit damit, schärfte jedem der Ankömmlinge ein, dass die Polizei sie im Auge behalten würde. Jeden Namen trug er in ein kleines Notizbuch ein.

Schließlich war er bei der Familie angekommen. «Wo kommt ihr her?»

«Ursprünglich aus Coesfeld, ich habe in einer Tanzkapelle gespielt», erklärte der Mann.

«Mit der ganzen Familie?»

Der Mann sah betreten zu Boden. «Als ich kein Geld mehr schicken konnte, wurden sie aus dem Haus geworfen. Da habe ich sie zu mir geholt.»

«Und zuletzt wart ihr in Cöln?»

Der Mann nickte. «Es sind schlechte Zeiten. Da wird nicht viel getanzt.» Er sah Ebel bittend an. «Hören Sie, wir durften nur einen Tag in Düsseldorf bleiben und nur zwei in Duisburg. Wir brauchen ein paar Tage Ruhe, mehr nicht. Ich spiele ein bisschen für die Leute, dann können wir uns schon ernähren.»

«Wir haben selber genug Bettelvolk hier in Ruhrort.»

«Sie geben den Arbeitern und Handwerkern doch auch drei Tage Zeit! Vielleicht gehe ich auch ins Stahlwerk!»

Ebel lachte: «Mit diesen Geigerhänden?»

«Ich habe mal als Maschinenschlosser gearbeitet. In einer Textilfabrik mit Näherei. Da braucht man auch feine Hände.»

«Wenn du bis morgen Abend nichts gefunden hast, zieht

ihr weiter. Und glaubt nicht, dass ich nicht herausbekomme, wo ihr euch aufhaltet.»

Die Familie zog an ihm vorbei, neun Personen. Bei der letzten, einer Frau oder einem Mädchen, das sich dicht hinter der Ehefrau hielt, streckte Ebel die Hand aus. «Halt! Gehört die zu euch?»

Die Frau des Geigers schüttelte nur stumm den Kopf. «Nur meine Frau und ich und die sechs Kinder.»

Auf den ersten Blick hätte die junge Frau gut als Kind der Geigerfamilie durchgehen können, und genau das hatte sie wohl auch beabsichtigt, als sie sich den großen braunen Schal über den Kopf geworfen hatte. Doch der schreiend bunte Rock, jede Stufe in einer anderen Farbe, gehörte wohl kaum zu der durch und durch grauen Schar der Geigerkinder. Ebel zog ihr das Tuch herunter und sah, dass sie auch kein Kind mehr war. Für hiesige Verhältnisse war ihre Haut recht dunkel, die Augen kastanienbraun und die wilden Locken, die sie nur durch ein buntes Kopftuch gebändigt hatte, kringelten sich tiefschwarz darunter hervor.

«Sieh einer an. Zigeunerin, was?»

Die kleine Person schüttelte energisch den Kopf. «Mein Vater war Italiener, ich bin keine Zigeunerin.» Das war sauberes Deutsch mit einem weichen, südlichen Unterton, der an die Tiroler Wanderarbeiter erinnerte, die jedes Jahr hier durchkamen.

Ebels Blick fiel auf das Mieder, das eine nicht sehr saubere weiße Bluse zusammenhielt. Sie verdeckte weitaus weniger, als es in Ruhrort üblich und schicklich war. «Warum wolltest du dich der Kontrolle entziehen?», fragte er. «Wir haben in Ruhrort weiß Gott genug Huren.»

Hastig griff die Frau in ihren Ausschnitt und zog dann den braunen Schal über der Brust zusammen. «Ich habe Papiere, hier. Ich bin keine Hure.»

Sie gab Ebel mehrere zusammengefaltete Blätter. Der las und runzelte die Stirn. «Zita Fredowsky, geborene Cattani. Fredowsky, was ist denn das für ein Name?»

«Mein Mann war Pole.»

«War?»

«Er ist tot.»

Die Fähre hatte wieder abgelegt. Ebel holte seine Taschenuhr heraus und warf einen Blick darauf. Commissar Borghoff wollte heute später zum Dienst kommen, was bedeutete, dass Ebel bis dahin das Kommando hatte. Und diese kostbare Zeit wollte er nicht an der Fähre vertun. «Kramer, Sie machen hier allein weiter. Immer schön freundlich zu den ordentlichen Leuten und streng mit dem Gesindel!»

Er griff Zita am Arm. «Du kommst mit. Diese Papiere muss ich mir genauer ansehen.»

Lina und Robert hatten sich vom Pfarrer verabschiedet und waren nun auf dem Weg nach Hause. Trotz ihres Gehstockes hatte sie sich noch bei Robert eingehakt, auf dem buckligen Pflaster drohte sie leicht zu stolpern. «Ich bin dir sehr dankbar, dass du mitgekommen bist, Robert.»

Als sie ihm ihren Entschluss mitteilte, zusammen mit der dicken Martha und ihren Huren an der Beerdigung teilzunehmen, hatte er mit keinem Wort protestiert, dass seine Ehefrau etwas derart Skandalöses tun wollte. «Ich hätte dich ja ohnehin nicht davon abhalten können, Lina.»

Täuschte sie sich, oder schmunzelte er? «Ich habe mir gedacht, es ist weniger schlimm, wenn ich öffentlich zeige, dass ich das Tun meiner Frau billige.»

Lina schwieg. Ihr Mann, das wusste sie, hatte ohnehin schon darunter zu leiden, dass sie selbständig ein Geschäft führte, das ihr ein Vielfaches von dem einbrachte, was er verdiente. Und sie ahnte, dass hinter ihrer beider Rücken viel darüber

getuschelt wurde, wer im Hause Borghoff die Hosen anhatte. Robert schien das nicht zu stören. Solange er den Respekt des Bürgermeisters, der Honoratioren und seiner Untergebenen hatte, war ihm der Ruhrorter Tratsch gleichgültig. Dafür liebte ihn Lina umso mehr.

«Ich wäre nicht gegangen, wenn du mich darum gebeten hättest, das weißt du hoffentlich.»

«Ja, das weiß ich sehr gut.»

Sie waren in die Ludwigstraße eingebogen, die inzwischen endlich befestigt worden war. Auf der Höhe der Carlstraße, wo sich Linas Elternhaus befand, winkte ihnen Lotte, das Hausmädchen ihres Bruders, zu, das offenbar zum Altstadtmarkt wollte. Und dann waren sie bereits in der Harmoniestraße vor ihrem Haus und gingen an den Auslagen ihres Ladens vorbei, wo es immer noch Stoffe, Tuche und Kurzwaren gab. Aber eines der Fenster war nun Linas neuestem Entwurf vorbehalten. Gerade gestern hatte sie das zartblaue Sommerkleid auf die Schneiderpuppe gezogen. «Nach der neuesten Pariser Mode» stand auf dem kleinen Schild. Die Reifenkrinoline war so voluminös, dass der Rock das ganze Fenster einnahm.

Robert schloss die Tür auf, und sie gingen ins Haus.

Er half ihr aus dem warmen Cape, hängte seinen zivilen Wintermantel an die Garderobe und griff sich seinen Helm, die Uniformjacke und den Säbel.

Lina stellte ihren Stock in den Ständer neben der Tür und gab ihm einen Kuss auf die Wange. «Bis heute Mittag, Robert.»

«Bis heute Mittag, Lina.»

Sie sah ihm nach, wie er das Haus verließ, nahm dann seinen Mantel wieder vom Haken und rief Finchen aus der Küche. Die trug ihr jüngstes Kind, die zweijährige Sophie, auf dem Arm. «Bring den bitte nach oben, lass ihn aber noch auslüften.»

Finchen nickte und nahm den Mantel. «In Ihrem Büro

wartet ein junger Mann, Frau Borghoff. Er sagt, der Baron von Sannberg schickt ihn.»

«Ja gut. Ich sehe aber erst bei den Näherinnen nach dem Rechten.»

Finchen war schon fast mit Kind und Mantel die Treppe hinauf, da drehte sie sich noch einmal um. «Fast hätte ich es vergessen: Da ist ein Brief angekommen – von Frau Dahlmann ... Frau Verwerth, meinte ich.»

Lina schmunzelte und griff nach dem Brief, der verschlossen auf der Flurkommode lag. Clara Verwerth, die Vorbesitzerin des Stoffladens und einige Jahre Linas Geschäftspartnerin, war vor zwei Jahren mit ihrem langjährigen Ladengehilfen Wilhelm in dessen Heimatort Marl gezogen. Sie hatten geheiratet und brauchten ihr Verhältnis dort nicht wie in Ruhrort geheim zu halten. Den Laden und das Haus hatte Clara Lina gegen Zahlung einer jährlichen Leibrente überlassen.

In ihrem langen Brief erzählte Clara von den Auswirkungen der schlechten Wirtschaftslage auf das kleine Marl. Zwar waren die meisten Einwohner Bauern oder Landarbeiter, aber die zahlreichen Lohnweber dort hatte es hart getroffen. Clara fragte auch besorgt, ob die jährliche Rentenzahlung, die zum ersten April bevorstand, für Lina nicht zu hoch sei, und bot an, sie um ein paar Thaler zu verringern oder in zwei oder mehr Raten zu zahlen.

Doch das war nicht nötig, Lina hatte das Geld dafür längst beiseitegelegt. Dies und die Löhne für ihre Näherinnen und Angestellten waren das Letzte, woran sie sparen wollte. Es hingen ganze Familien daran. So hatte sie nur die großzügige Verköstigung eingeschränkt, es gab eben öfter dicke Suppen, seltener Fleisch und mehr Kartoffeln und Rüben aus dem eigenen Garten, den sie unterhalb der Woy gepachtet hatte.

Bei den teuren Kleidern nach Linas eigenen Entwürfen hatte es zwar weniger Aufträge gegeben als in den letzten Jahren,